Onkelchen bringt Susi mit

Humoreske von Hannes Butenschön

„Ein Telegramm!“ stürmte der Mann in die Tür.

Seine Frau sah von der Handarbeit auf. „Von wem?“

„Von Onkel Willibald!“ rief der Mann. „Er sagt sich für heute nachmittag gegen sechs zu Besuch an.“

„Großartig!“ jauchzte die Frau. „Wie ich mich freue Adalbert!“

„Freuen?“ Der Ehemann runzelte die Stirn. „Was gibt's da zu freuen?“

„Na, erlaube mal“, brach die Frau erstaunt aus, „erstens ist Onkelchen ein netter Mensch, und zweitens gilt er als unser Erbonkel, nicht wahr?“

„Eben darum“, erwiderte der Mann mit tragischer Miene und ließ sich in den nächststehenden Lederfessel fallen, „das Telegramm verkündet unseren Ruin!“

„Unseren Ruin?!“ Die Frau blickte hilflos um sich. War ihr Mann etwa übergeschnappt? „Wieso denn Ruin?“ fragte sie.

„Er hat geheiratet oder will heiraten!“ stöhnte der Mann.

Buns! Da war die Bombe geplatzt. „Unmöglich!“ fuhr die Frau auf. „Steht das etwa auch in dem Telegramm?“

Stumm reichte ihr der Mann die Depesche.

Die Frau las vor: „Komme heute nachmittag gegen sechs — bleibe vier Wochen zu Besuch bei Euch — bringe meine liebe kleine süße Susi mit — tausend Grüße Euer Onkel Willibald ...“

Das Stück Papier flatterte zu Boden. Wortlos blickten Mann und Frau sich in die Augen.

„Liebe kleine süße Susi!“ brach die Frau dann aus. „Hast Du sowas schon erlebt? Hättest Du das von Onkel Willibald geglaubt?“

„Noch dazu, wo er doch schon 60 ist“, ergänzte der Mann die Bemerkung.

„Und so ein schönes Vermögen hinterläßt“, fügte die Frau hinterdrein.

„Sehr schönes Vermögen!“ nickte der Mann trostlos. „Dreimal hunderttausend Mark.“

„Nicht möglich!“ rief die Frau und schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

„Doch!“ Der Mann legte die Fingerspitzen aufeinander. „Und dazu noch ein Gut von 600 Morgen Land. Was sagst Du dazu?“

Die Frau antwortete nicht. Man war einfach fassungslos. So vergingen einige Minuten.

„Wir müssen etwas unternehmen“, raffte sich dann der Mann auf, „in einer halben Stunde ist es sechs. Der Onkel kann jeden Augenblick kommen. Zu ihm müssen wir freundlich sein — aber wie wollen wir sie aufnehmen? Dieses schreckliche Weib! Ausgerechnet mit 60 Jahren einen Onkel zum Heiraten zu verführen! Zum Verrücktwerden!“

„Ich werde sie rausschmeißen!“ entschied die Frau entschlossen.

„Das wirst Du nicht tun“, protestierte der Mann. „Ich habe vielmehr beschlossen, ihr ein bißchen die Kur zu machen, damit der Onkel die weibliche Untreue kennen lernt und eifersüchtig wird. Vielleicht sind sie erst verlobt, dann kann die Sache noch rückgängig gemacht werden. Verlaß Dich nur auf mich!“

„Dann bin ich ganz verlassen“, schrie die Frau. „Also von daher pfeift der Wind! Ein bißchen die Kur machen, nicht wahr? Das könnte Dir so passen. Aber daraus wird nichts, alter Freund! Ich sage Dir ein für allemal ...“

In diesem Augenblick klingelte es. Gleich darauf ließ das Mädchen den Besucher herein.

„Liebster, bester Onkel!“ lief der Mann dem Besucher mit herzlich ausgebreiteten Armen entgegen, „wie sind wir beglückt, Dich wiederzusehen. Und wie gesund Du aussiehst! Vor allem aber freuen wir uns auf Deine liebe kleine Susi!“

Ein leichter Seitenblick der Frau streifte den Mann.

„Ja“, sagte der Onkel und setzte seine Reisetasche auf den Fußboden, „ich hätte Susi natürlich nie mitgenommen, wenn ich nicht gewußt hätte, daß Adalbert nett und reizend zu ihr wäre.“

„So?“ Die Frau richtete einen strengen Blick auf ihren Mann. Er wurde puterrot.

„Gewiß, Onkelchen“, stieß er hastig hervor, „wir werden uns Deiner Susi liebevoll annehmen.“

„Hab' ich mir gleich gedacht“, lachte der Onkel und stieß seinen Neffen vertraulich in die Seite. „Du bist ja auch ein alter Fachmann und Kenner!“

Die Frau bekam allmählich Kulleraugen! Was waren denn das für Zustände! Ihr Mann ein alter Fachmann und Kenner? Du lieber Himmel! „Ist sie draußen auf dem Korridor?“ fragte sie, einer sanften Ohnmacht verdächtig nahe.

Der Onkel nickte.

„Dann werde ich sie hereinholen!“ stieß der Mann hervor und eilte zur Tür.

„Sie wird Dir gefallen, alter Knabe!“ rief ihm der Onkel hinterher. „Guck sie Dir aber genau an — ihre wunderbaren Beine wurden nämlich im vorigen Jahre auf einer Ausstellung prämiiert!“

Ein lauter Schrei — ein Umfallen des Stuhls — ein dumpfer Aufprall — die Ehefrau lag ohnmächtig am Fußboden.

— — Als sie nach einer halben Stunde wieder zu sich kam und an einer heißen Tasse Kaffee nippte, fühlte sie etwas Weiches auf ihrem Schoß. Mühselig riß sie die Augen auf. „Was ist denn das für eine Katze?“ fragte sie. „Ist das eine echte Angorakatze?“

„Ja“, lächelte Onkel Willibald und strich ihr über das blonde Haar, „das ist meine süße kleine liebe Susi ...“

„Und ihre Beine wurden wirklich auf der Ausstellung prämiiert!“ fügte der Mann hinterdrein und gab seiner Frau einen herzhaften Kuß, daß es nur so knallte.

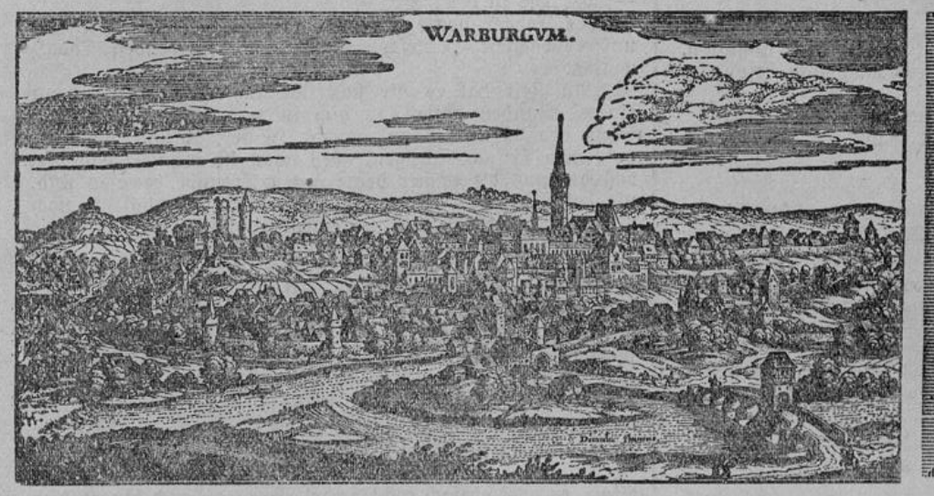
Geheizte Weinberge

Wenn jetzt die Herbststürme über das Land brausen und die Fröste einsetzen, müssen die Bauern, Winzer und Gärtner mit ihrer Ernte in Scheune und Keller sein, denn der Frost hat uns in diesem Jahr schon genügend Schaden zugefügt. Allein in der Trierer und Saarburger Gegend kann man rechnen, daß durch die Frühjahrsfröste etwa 27 000 Hektoliter Wein vernichtet worden sind, was bei der vorzüglichen Qualität des 1934ers einen Millionenschaden darstellt. Im Jahr 1928 hat der Frost in Deutschland im ganzen für etwa 60 Millionen Früchte vernichtet.

Selbstverständlich suchen wir uns mit allen Mitteln gegen diese Naturgewalt zu schützen. Der Frost entsteht meist dadurch, daß ein Einbruch kalter Luft erfolgt und sich der Himmel aufklärt; die Erdoberfläche und die tieferen Luftschichten strahlen dann ungehindert ihre Wärme aus, weil kein Wolkenmantel sie mehr einhüllt. Im Flachland ist man daher mit gutem Erfolg unter die Wettermacher gegangen und hat z. B. durch Verbrennung von Rohnaphthalin Rußwolken erzeugt, die den Boden vor zu großer Wärmeausstrahlung schützen. Das Institut für Klimaforschung, Trier bei Föhren in der Eifel, hat auf diese Weise bis zu 27 Prozent der Wärmeausstrahlung zurückhalten können. Hier wurde Chlorsulfusonsäure verdampft, die eine natürliche Nebelbildung hervorrief. Auf dem Versuchsfeld war die Temperatur um nicht weniger als 6 Grad höher, als auf dem umliegenden Gelände.

An Abhängen, namentlich also in den Weinbergen, sind jedoch andere Hilfsmittel notwendig, weil hier die Kaltluft aus dem Tal herauf und an den Pflanzen vorbeistreicht. Man baut daher „Stauanlagen“, wie z. B. Hochwaldstreifen oder auch Steinwälle, um die kalten Winde zum Aufsteigen zu zwingen, oder schaltet Wasserläufe ein, die sie anwärmen. Im Weinbau haben ferner richtige Brikettöfchen weite Verbreitung gefunden, und zum Teil legt man einfach glühende Preßkohlen aus, um die Luft anzuwärmen. Die an sich nicht beträchtlichen Kosten dieser Freiluftheizung betragen auf der anderen Seite höchstens 5 Prozent des vom Frost zu erwartenden Schadens.

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.
Geeignete Beiträge willkommen
Nachdruck der Originalbeiträge verboten
Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 85 | 31. Oktober 1934 | 8. Jahrgang

Die Eisenbauern

Roman von Rudolf Atsch

(12. Fortsetzung)

Er ließ sich von dem korpulenten Wirt, der, puterrot im Gesicht, mit aufgekrempelten Hemdärmeln und freier Brust hinter dem Schanktisch stand, hintereinander drei „Große“ einschenken und stürzte sie gleichgültig die Kehle hinunter.

„Ihr von da oben runter,“ wandte er sich darauf wieder an die Wittgensteiner, „ihr glaubt auch schon, Schnäpse trinken zu können, aber in Wirklichkeit seid ihr elende Schwächlinge, die gleich unter den Tisch sinken und auf allen Vieren zu kriechen anfangen.“

Als man ihn ungläubig anblickte, zeigte er mit einer stolzen Geste auf sich und setzte hinzu: „Unsereins trinkt euch zehnmal auf den Boden!“

„Na, na, na,“ bemerkte zweifelnd einer der Männer.

„Wie? — Na, na, na? Das hat sich doch schon mehr als einmal bewiesen! Ihr habt nur Kohle in den Knochen — wir dagegen auch Eisen. Und welches von den beiden fester ist, mußt du doch auch wissen. Ihr dummen Bauern, ihr wollt euch doch nicht mit uns Eisenmenschen vergleichen. Wo wir mit unserer Faust hinschlagen, da gibts kein Gras mehr — und wo wir trinken, da gibts keine vollen Fässer und Krüge mehr!“

Alle Gäste lachten und rekelten sich behaglich auf den Stühlen und Bänken des Wirtszimmers. Sie wußten, daß der Karl gerne renommierte und nahmen ihm seine Worte nicht übel. Nur einer, der Wittgensteiner, erhob sich und näherte sich dem Schanktisch. Karl wollte das Lokal wieder verlassen, denn das Geld des Schulzen war schon vertrunken. Schon war er an der Tür, da rief ihn der Wittgensteiner wieder zurück.

„Du sollst mal mit mir trinken, Karl!“

„Du hast gut reden — hast zufällig heute mal die Tasche voll Taler!“

„Es soll dich nichts kosten, Karl, ich werde alles bezahlen. Du sollst jetzt hier mal zeigen, ob du wirklich was vertragen kannst. Oder war das eben Gesagte nur Prahlerei?“

„Verdenwelt!“ rief der Köhler aus und kam schleunigst an den Schanktisch zurück. „Es gibt doch noch Menschen mit Charakter und Ehrgefühl! Ich prahle prinzipiell nicht, — was ich sage, das ist lautere Wahrheit!“ In leisem Tone sagte er zu dem Wittgensteiner: „Weißt du, Kollege, ich bin sonst auch immer gut bei Kasse, denn der Schulze und sein Neffe knausern net, aber so fünf Minuten vor dem Lohntage ...“

„Weiß schon, weiß schon,“ versetzte der Wittgensteiner ungeduldig und rief den Wirt herbei.

„Dann fahr' mal auf, Wirt! Der gute Mann hier blecht alles!“ Und sich wieder an den Wittgensteiner wendend, setzte er hinzu: „Ich denke, wir trinken nicht den allergewöhnlichsten Fusel. Nehmen wir etwas Besseres, noch etwas Kräftigeres. Er muß dich nämlich möglichst schnell umlegen, denn ich habe wenig Zeit!“

„Was wir trinken, ist mir egal. Doch wer sich zuerst von uns beiden umlegt, das wollen wir abwarten ...“

„Da brauchen wir nicht lange zu warten ... Prosit!“

Alle Anwesenden erhoben sich von ihren Sitzen und drängten sich um den Schanktisch, um der ungewöhnlichen Kraftprobe besser zusehen zu können. Der Wittgensteiner, ein stämmiger und breiter Mann, war als ein guter Trinker bekannt. Seine Landsleute hielten zu ihm und gaben ihm gute Ermahnungen. Die anwesenden Dörfler lächelten nur und warfen ab und zu einen mitleidigen Blick auf Karls Gegner.

„Ha, was das schmeckt!“ sagte Karl und glättete sich seinen Schnurrbart. Breitspurig stand er am Schanktisch.

Der Wirt füllte stets die Gläser, ohne erst dazu aufgefordert zu sein. Die beiden Rivalen tranken wie auf Kommando; die umstehenden Gäste zählten die leergetrunkenen Gläser.

Je mehr Karl trank, desto funkelnder und leuchtender wurden seine Augen. Die Brust weitete sich. Fest wie ein Eichbaum stand er neben dem Tisch und blickte wie ein Triumphator auf die Anwesenden.

„Ja, ja, wir sind die Männer!“ sagte er und schlug mit seiner schwarzen Faust auf den Tisch, daß die Gläser emporhüpften. „Wenn wir nicht da wären, wäre der König von Preußen ein erledigter Mann! Wenn wir kein Eisen produzierten, so könnte er ja keine Kanonen mehr bauen! Man kann doch keine Kanonen aus Holz schreinern! Und was sollte der König ohne Kanonen anfangen? ... Ich sage noch einmal: Wenn wir kein Eisen machten, so könnte sich der König begraben lassen! ... Prosit!“

Nachdem er getrunken hatte, begann er von neuem:

„Doch wir wollen nicht so weit zurückgreifen. Glaubt ihr denn, ihr könntet jetzt schon so gemütlich auf der Eisenbahn fahren, wenn wir nicht das Eisen aus der Tiefe holten? ... Wieviel nützliche Gegenstände fertigt man aus Eisen an, ohne die die Menschen überhaupt nicht leben könnten! ... Die Menschen denken gar nicht darüber nach und

wissen nicht, daß es nur das Eisen ist, das die Welt regiert. Jawohl, so ist es! ... Prosit!"

Als jeder von den beiden fünfzehn „Große" getrunken hatte, begann der Wittgensteiner schon bedenklich zu wanken. Dem Köhler dagegen konnte man noch nichts anmerken.

„Nun mache keine Dummheiten, Mann!" sagte Karl und drohte mit dem Finger. „Fall jetzt nur noch nicht um, sonst hat sich die Sache wahrhaftig für mich nicht besonders rentiert!"

Der Wittgensteiner lachte gezwungen.

„Nur weiter — weiter," stieß er mit lallender Zunge hervor.

„So ist's recht."

Man leerte noch acht weitere Gläser. Jetzt mußte sich der fremde Köhler am Schanktisch festhalten. Karl stand erhaben und stolz da.

„Verdeuwelt, Freund, du willst schon nicht mehr? ... Hast schwache Knie, net? Du hast keine Kraft in den Beinen! Haha, es ist eben kein Eisen drin — nur Kohle, bröcklige Kohle!"

Der Wittgensteiner schien die Worte nicht mehr zu hören. Er sank mit einem unverständlichen Lallen neben dem Schanktisch auf den Boden.

Karl stand über ihm wie ein Feldherr nach gewonnener Schlacht. Er trank noch einen aus und schnalzte dann vor Wohlbehagen mit der Zunge.

„Verdeuwelt, das hat aber gut getan, Leute!"

Mit festem Schritt und hocherhobenen Hauptes verließ er das Lokal.

Alle Anwesenden brachen in ein schallendes Gelächter aus. Den Betrunkenen legte man auf eine Bank und kümmerte sich weiter nicht mehr um ihn.

„Man meint, dem Karl könne der Schnaps gar nichts anhaben," versetzte einer der Gäste und schickte dem Köhler einen Blick voll Staunen und Verwunderung nach.

Der Wirt grinste und erwiderte:

„So wie den gibt es in der ganzen Gegend keinen Zweiten mehr. In meiner Wirtschaft ist noch keiner gewesen, der so viel vertragen konnte wie der Karl ... Jetzt arbeitet er noch bis in den späten Abend. Und auch bei der Arbeit kann ihm keiner die Stange halten. Er hat eben eine Bärennatur."

„Arbeitet er für den Schulzen?"

„Ja, er steht schon lange Jahre in seinen Diensten."

„Aber, wie ich gehört habe, beschäftigt der Schulze doch keine Leute, die viel trinken ..."

„Das stimmt," der Wirt nickte, „doch den Karl jagt er nicht fort, denn der kennt die Hütterei und alles, was damit zusammenhängt, so gut wie er. Karl ist einer seiner tüchtigsten und zuverlässigsten Arbeiter. Der Schulze hat auch nichts dagegen, wenn der schon mal etwas tief ins Glas schaut, denn der Karl wird sozusagen überhaupt nicht betrunken. Wenn er so leicht umfiele wie dieser da" — der Wirt zeigte auf den Wittgensteiner — „so hätte ihn der Schulze schon längst fortgejagt."

Von nun ab drehte sich das Gespräch nur noch um den Hüttenschulzen. Alle wußten von ihm nur Gutes zu berichten, sie lobten und priesen ihn als einen der redlichsten und tüchtigsten Männer des Siegerlandes.

*

Heinrich streifte ruhelos und unstet durch die Berge. In einem tollen Durcheinander fielen jetzt die Schneeflocken. Die Vögel zirpten ängstlich und wehmütig; sie ahnten, daß jetzt eine schwere Zeit für sie begann ...

Der junge Eisenmann beachtete nicht den fallenden Schnee — auch nicht die klagenden Vögel — ja, selbst ein Rehbock, der vor ihm über den Waldweg sprang, weckte nicht sein Interesse.

Mitten im Walde begegnete er dem Förster. Nach freundlichem Gruß knüpfte der Alte ein Gespräch mit ihm an.

„Noch nichts geschossen, Heiner?"

„Nee!"

„Komm, geh mit mir! Vielleicht bringen wir noch etwas zur Strecke. Hast ja auch keinen Hund ..."

Heinrich lehnte die Einladung ab.

„Ich habe nicht die Absicht, zu schießen, sondern wollte nur an die frische Luft — ich habe etwas Kopfschmerzen."

„So, das ist natürlich eine andere Sache," sagte der Förster und stopfte sich die Pfeife.

Heinrich zog es von ihm weg. Er suchte nach einem geeigneten Grund, um sich wieder verabschieden zu können.

„Wie ist das eigentlich," versetzte nun der Förster, während er Feuerstein und Zunder hervorzog, „willst du uns tatsächlich nicht einmal besuchen? Du bist nun fast drei Monate hier und hast dich bei uns noch nicht sehen lassen. Man weiß nicht, was man dazu sagen soll. Bist du uns böse — oder wie ist das?"

Der Förster steckte sich umständlich die Pfeife in Brand und beobachtete Heinrich durch die aufsteigenden Tabakwolken.

„An Zeit hat es dir sicherlich nicht gemangelt, denn einige Stunden hättest du dich immer freimachen können. Dann abends und Sonntags, na, Heiner, ich will dich nicht zu einem Besuche nötigen, aber schön ist es nicht von dir, daß du uns, die immer deine guten Freunde gewesen sind, nie besuchst." Er paffte einige Male kräftig und setzte noch hinzu: „Es hat dich doch niemand beleidigt?"

„Aber, Herr Förster!"

„Nun also!"

Der Alte grüßte und ging weiter. Er schien verletzt zu sein.

Er hat recht, dachte Heinrich im Weiterschreiten, es muß ihm auffallen, daß ich gar nicht komme, wo er doch seit Jahrzehnten ein alter Freund unserer Familie ist. Besuchen müßte ich ihn eigentlich doch mal!

Im raschen Schritt stieg er einen Berg hinauf. Trotz der Kälte bildeten sich Schweißtropfen auf seiner Stirn.

Es geht nicht mehr so weiter, ging es ihm durch den Sinn, es geht einfach nicht mehr! Wenn ich noch länger hier bleibe, werde ich verrückt. Schon bin ich ein Trinker, ich sinke von Stufe zu Stufe. Alle Arbeit ekelt mich an — Lust habe ich an nichts mehr. Es ist so, wie der Onkel sagt, ich verlottere —.

Plötzlich stieg in ihm ein Gedanke auf, der wie ein Hoffnungsstrahl ihm in die Seele fuhr: Ich muß fort — weit fort! Hier im Dorf kann ich sie nie vergessen — niemals! Hier wird die Qual noch immer größer. Doch in der Fremde wäre das anders. Wenn ich sie nicht mehr in der Nähe wüßte — wenn ich sie nicht mehr sähe — wenn mich nichts mehr an sie erinnern würde — ja, dann, vielleicht —.

Aber dann bäumte es sich wieder in ihm auf, und der Trotz bemächtigte sich seiner. Sollst du ihm Platz machen, dem alten Onkel? — Sollst du ihm weichen — ihm zuliebe entsagen? — Soll er sie heimführen können — als seine Frau — als sein Weib? — Nach der Hochzeit war sie die Seinige und für ihn endgültig verloren — für immer und ewig —.

Und dann —

Was hatte der Ranzoni gesagt? — Er sei dumm — jawohl, er sei stockdumm in Weibergeschichten!

Dieser Lump!

Aber vielleicht hatte er recht — vielleicht war er wirklich zu dumm! — Und was sagte Ranzoni weiter? Es war ihm, als vernähme er die Stimme des gelben Südländers: „Die Hilde liebt dich und nicht den Schulzen?"

Teufel! — Sollte es so sein?

Vielleicht hatte Ranzoni auch da recht — vielleicht liebte sie ihn doch noch! Und wenn sie ihn wirklich noch liebte — wenn Ranzonis Worte wirklich der Wahrheit entsprächen? Dann — ja dann? — Dann müßte der Onkel weichen — verzichten! Konnte er es denn nicht besser als er? — Ueberall hieß es doch, er passe besser zur Hilde als der Friedrich — sie sei zu jung für den Schulzen!

Er mußte die Hilde fragen — mußte ihr offenbaren, wie es um ihn stand. Dann konnte sie entscheiden. Wies sie ihn ab — gut, dann zog er in die Fremde; tat sie es aber nicht, so sollte der Onkel weichen!

Er wollte Gewißheit haben!

Er lenkte seine Schritte dem Forsthause zu.

Als er in die Wohnstube des Försters trat, saß die Hilde am Tisch und stickte. Eine alte Magd hockte in einer Ecke der Stube und spann.

Kaum hatte die Hilde Heinrich in der Tür bemerkt, erhob sie sich mit einem erstaunten Ausruf und eilte ihm entgegen.

„Ach, wie nett von dir, Heiner, daß du uns endlich mal besuchst! Ich habe die ganze Zeit so auf dich gewartet."

Sie reichte ihm die Hand und sah ihn prüfend an. Sie erschrak leicht, als sie ihm ins Gesicht blickte — in die düsteren Mienen und die unstet flackernden Augen. „Aber wie siehst du aus, Heiner? Wo bist du gewesen?"

(Fortsetzung folgt)

Hund ohne Halsband

Skizze von Hans W. Leiningen

„Ich bin auch im Grunde nie schwankend gewesen!" sagte Roberts zu seinem Geschäftsfreunde Klöpfer. „Ich habe nie ernsthaft daran gedacht, Wolf zu verkaufen. Ihr Angebot ist gut, ich brachte es nicht fertig, es gleich anfangs abzulehnen, Geld ist eben Geld und sehr wichtig. Während ich aber daran dachte, was man mit Ihren hundert Mark alles beginnen könnte, stand im Hintergrund meines Kopfes schon fest, es könne nicht die Rede davon sein, daß ich Ihnen Wolf verkaufe. Er verdient es nicht, es wäre absurd, wenn sein Schicksal diese Wendung nehmen würde." Roberts sah zu dem Hund, der mit aufgerichteten Lauschern neben dem Schreibtisch lag und genau so tat, als verstünde er jedes Wort.

„Sehen Sie, Klöpfer", fuhr Roberts dann fort, „ich will Ihnen gerne sagen, was es mit diesem Hund für eine Bewandtnis hat. Ich kaufte ihn vor sechs Jahren, als er gerade gelernt hatte, ohne die Milch seiner Mutter auszukommen. Er war zwei Jahre bei mir, wir waren gute Freunde und gingen jeden Abend zusammen in den Anlagen von Westend spazieren. Bisweilen auch nahm ich ihn mit in die Innenstadt, und dabei habe ich ihn eines Tages verloren. Es war an irgendeiner sehr belebten Straßenkreuzung, ich suchte lange nach ihm. Als ich nach zwei Stunden noch keinen Erfolg damit hatte, rief ich die Polizei an und nannte ihr Wolfs Markennummer. Ich weiß sie heute noch. 27 364!

Dann fuhr ich mit dem Fährboot nach Wannsee. Das Boot hatte gerade abgelegt, da sah ich Wolf wieder! Er hatte meine Fährte also doch wiedergefunden und stand jaulend am Kai. Ich rief ihn an, er sprang sofort in das Wasser und schwamm hinter dem Fährboot her. Ich ging an die Rampe. Es war nur ein halbes Meter von dieser Stelle des Bootes bis zum Wasserspiegel. Trotz der schweren Strömung schaffte Wolf es, dorthin zu kommen. Aber das Halsband riß, als ich ihn an der glatten Bootswand heraufziehen wollte. Wolf wurde von der Strömung gefaßt und trieb ab. Drunten am Kaiser-Wilhelm-Turm wollten ein paar Leute ihn haben versinken sehen. Ich kam mit dem Halsband und der Marke nachhause, und wir hielten Wolf für tot.

Ich werde Ihnen gleich berichten, wie es ihm in Wirklichkeit ergangen ist. Zunächst sollen Sie wissen, daß Wolf nach fast zwei Jahren eines Tages wieder vor meiner Tür stand, alle Leute in meinem Hause vor Freude umriß und wie eine Kanonenkugel durch alle Zimmer raste, um sich davon zu überzeugen, daß alles noch genau so war, wie er es damals verließ! Er war sehr gut im Futter, er war größer und stärker geworden, er hatte ein sehr schönes, neues Halsband an und eine ordentliche Polizeimarke dazu. Wir konnten uns das erst erklären, als hinter Wolf, etwa zwei Minuten später als er, eine Frau in das Haus kam. Sie nannte ihren Namen; sie erzählte, sie habe mit ihrem Hunde da in den Parkanlagen spazieren gehen wollen. Schon in der Stadtbahn sei Took, so nannte sie meinen Hund, sehr unruhig geworden und ein paar Straßen von meinem Hause weg habe er sich plötzlich losgerissen und sei wie ein Pfeil davongesaust. Wolf achtete auf jedes Wort, das die Frau sprach. Als sie aber wieder mit ihm gehen wollte, brauchte ich ihr erst gar nicht zu sagen, daß ich den Hund immer noch als mein Eigentum betrachte, denn Wolf wollte sowieso nicht mit ihr gehen. Alles in allem war diese Sache damals übrigens auch deshalb so peinlich, weil sich selbst aus der Schilderung von Wolfs Verschwinden und dem, was die Frau von ihm wußte, nicht erkennen ließ, was Wolf eigentlich alles erlebt. Der Gatte dieser Frau nämlich hatte den Hund ganz alltäglich in einem Zwinger gekauft.

Ich mußte erst zu diesem Hundezüchter gehen, ehe ich alles erfuhr. Dieser Mann nämlich hatte Wolf im Büro des Tierschutzvereins für billiges Geld erstanden. Wolf war damals glücklich an Land gekommen, die Gesellschaft hatte ihn zugeleitet erhalten. Er war ein paar Wochen dort, niemand meldete sich, ich selbst hielt ihn für tot. Eines Tages kam der Hundezüchter und bekam ihn für das, was das Tier den Tierschutzverein an Futter gekostet hatte.

Es dauerte einige Tage, ehe diese Geschichte soweit geklärt war. Und dann gab es noch eine Verhandlung mit den Leuten, denen dieser Hund gehörte, weil sie ihn regelrecht vom Zwinger gekauft hatten. Wir einigten uns so, daß ich ihnen den Kaufpreis zurückerstattete, den sie selbst gegeben hatten. Wolf nahm einen rührenden Abschied von diesen Leuten. Wir kamen durch diese Geschichte in nähere Bekanntschaft, und wenn Sie mir versprechen, vorerst noch den Mund zu halten, Klöpfer, so kann ich Ihnen sagen, daß meine Tochter wahrscheinlich den ältesten Sohn dieser Leute, den Peter Holm, heiraten wird.

Erst als Sie mir Ihr Angebot auf den Hund machten, wurde mir selbst klar, wie wir noch alle an ihm hängen. Und weil Sie mir den Gedanken nahegelegt hatten, ihn herzugeben, begann ich, ihn für noch viel wichtiger zu halten als bisher. Trotzdem werde ich ihn vielleicht bald hergeben. Und zwar habe ich mir ausgedacht, daß der junge Holm und meine Tochter ihn mitnehmen sollen, wenn sie heiraten."

Und gerade bei diesen Worten stand Wolf, der Hund, von seinem Platz am Schreibtisch auf und ging zur Tür. Er stellte sich hoch und drückte die Klinke herunter. Durch den schmalen Spalt, durch den er dann in den Flur hinauslief, konnte man etwas von einem hellen Kleid erblicken. „Das ist meine Tochter, sie will vermutlich ausgehen, um ihren Peter zu treffen!" sagte Roberts und hielt Klöpfer die Zigarrenkiste hin.

Täglich tausend Taler Gold.

Moderne Alchemisten fischen in den Meeresbuchten.

Von Dr. L. H. Achtermann.

Neu ist die Tatsache nicht, daß sich im Meerwasser Gold befindet. Darauf hat schon der berühmte Schwede Svante Arrhenius hingewiesen. Nach seiner Meinung ist der Goldgehalt im Meerwasser so groß, daß man es daraus gewinnen kann. Es kommt eben darauf an, ein Verfahren zu kennen, das genügend billig arbeitet. Denn, wenn die Herstellung des reinen Goldes mehr Kosten verursacht, als der Marktwert des gelben Elementes beträgt, dann kann natürlich von einem wirtschaftlichen Verfahren keine Rede sein.

Heute ist nun die Ansicht herrschend, daß es sich nicht lohnt, eigene Anlagen für die Goldgewinnung aus dem Meerwasser zu errichten. Es kommt darauf an, mit dem Metall gleichzeitig andere Stoffe zu erbeuten, deren Verwertung die Goldgewinnung verbilligt. Und da ist man nun darauf verfallen, aus dem Bromgehalt des Meerwassers Nutzen zu ziehen. Und zwar geschieht dies augenblicklich in der Kure-Bucht. Das ist ein Meeresteil südlich von Wilmington im amerikanischen Nordkarolina. Das Brom gehört zu den gasförmigen Elementen, das im Reinzustande nicht gerade angenehm auf unsere Nase wirkt, heißt doch Brom zu deutsch: der Gestank. Aber man braucht diesen Stoff dennoch rein und in Verbindung mit anderen Elementen zu manchen Dingen. So zur Herstellung photographischer Platten und als wichtigen Bestandteil des klopffesten Aethyl-Benzins.

Zunächst rüstete man ein Schiff aus, ein fahrbares Laboratorium, das die verschiedenen Weltmeere befuhr und untersuchte, wo die Gewinnung von Brom aus den Salzen des Seewassers am lohnendsten wäre. Es stellte sich heraus, daß dies in der Kure-Bucht am gewinnbringendsten war. Und hier leitet man nun das Meerwasser durch einen Kanal in einen Teich und drückt es durch Pumpen in einen Hochbehälter hinauf. Von oben fließt es mit Gefälle etwa tausend Meter weit in achtstöckige Türme, und dort gewinnt man täglich an die siebentausend Kilo Brom.

Das Verfahren wird als durchaus wirtschaftlich bezeichnet, obwohl es des Umlaufes gewaltiger Wassermengen bedarf, um jenes Element zu gewinnen. Ein einziges Kilo Brom setzt nicht weniger als zwanzigtausend Liter Meerwasser in Bewegung. Aber es ist leicht, sich dieser „Abwässer" zu entledigen. Die Meeresströmungen entführen sie nach Süden. Das auszubeutende Wasser wird natürlich nicht verunreinigt. Aber in den davongespülten Mengen findet täglich sich nicht weniger als noch immer für tausend Taler Gold. Da erhebt sich zwangsläufig die Frage: Kann man die hier bereits vorhandenen und ohnehin nutzbringend arbeitenden Anlagen nicht auch dazu verwenden, das kostbare Metall zu gewinnen? Dieser Versuch ist jetzt in vollem Gange. Ob er Günstiges zu Tage fördert, wird die nächste Zeit lehren.

vergessen hatte.